

Nicht untertänig der Weisung der Welt...

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **75 (1966)**

Heft 8

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nicht untertänig der Weisung der Welt...

Gertrud von le Fort zum neunzigsten Geburtstag

sich aneinander, und die recht zahlreichen Mischehen unter Schweizern und Ungarn zeugen davon, dass inzwischen ein normales Verhältnis zwischen den beiden Volksangehörigen erreicht worden ist.

Uns scheint, dass sich die überwiegende Mehrzahl der über 10 000 Aufgenommenen ehrlich Mühe gegeben hat, sich anzupassen und selbständig durchzubringen. Ein Rest Andersartigkeit wird immer bestehen bleiben; das ist nicht nachteilig. Freuen wir uns, dass wir in der Lage sind, Vertriebenen ein Asyl zu gewähren, benützen wir die Gelegenheit, in unserem abgeschlossenen Kleinstaat Angehörige einer andern Nationalität kennenzulernen, und lassen wir uns von den Ungarn sagen, was es bedeutet, die Freiheit zu verlieren.

*Denn dies ist des Singenden Glanz und Ruhm:
Nicht anbefehlbar ist seine Stimme, nicht untertänig
Der Weisung der Welt, der kleinen des Tages,
Auch nicht der hohen der Liebe,
Auch nicht den sehnenenden des eigenen Verlangens.
In unzerbrechlichen Ketten harrt er der klingenden Stunde,
Die da mit Flügeln bricht aus dem Unbekannten,
Mit Flügeln fällt sie ihn an, mit Flügeln hebt sie ihn auf,
mit Flügeln lässt sie ihn fallen,
Zurück ins Gefängnis der Ohnmacht . . .*

Dichten ist Gnade! So wie Gertrud von le Fort ihr allen Stürmen und Anfechtungen standhaltendes Weltbild aus einem tiefen Glauben empfing, nimmt sie auch die Gabe des Dichtens als Zeichen der göttlichen Gnade an. Was verklärt durch den Glanz der hymnischen Form Gestalt gewann, findet, bezogen auf jede beispielhafte menschliche Tat schlechthin, auch in Betrachtungen mehrfach seinen Ausdruck, heisst es doch in dem vielbeachteten Buch der Dichterin «Die ewige Frau»: «Das Durchschimmern des göttlichen Schöpfungswillens und Schöpfungsaktes ist das eigentliche Kriterium jedes ganz grossen menschlichen Werkes und jeder ganz grossen menschlichen Tat.»

Dieser Grundüberzeugung entspringt ein zweiter Gedanke. Für Gertrud von le Fort ist die Frage nach einer christlichen Dichtung müssig; denn im Dichterischen an sich wohnt ein christliches Element. So wie sich im christlichen Bereich der Liebe die Zuwendung zum Verachteten und Hilfebedürftigen als Gebot aufdrängt, so folgt auch die Dichtung den Spuren der von der Welt Verstossenen: «Wem die Welt ihre Anerkennung versagt, den umschlingt die Dichtung, sie findet einen Zauber darinnen, sich dem Verfehmten zu widmen, das Verurteilte — auch das schuldhaft Verurteilte — auf seinem wirren Weg zum Abgrund zu begleiten, das Untergehende und Sterbende ans Herz zu nehmen . . . Dies aber bedeutet nichts anderes, als dass im Reich der Dichtung eine Umkehr der sonst in der Welt herrschenden Wertungen und Gesetze stattfindet — eine souveräne Umwertung. Sie liegt in derselben Richtung wie die, welche das Christentum vollzogen hat. Denn dieses, auf eine ganz einfache Formel gebracht, bedeutet doch die Anerkennung einer weithin gescheiterten und verlorenen Welt und zugleich die Liebe zu dieser gescheiterten und verlorenen . . . Auch im grenzenlosen Dunkel unserer eigenen Tage bekennt das Ur-gesetz der Poesie die adventliche Menschenseele: die

anima christiana naturaliter ist es, aus der jede echte Dichtung strömt.»

Diese wenigen, zumeist eigenen Worte der Dichterin weisen ihr den Platz im Dichterkreis unserer Tage, einen bedeutsamen Platz; denn wer wüsste gleich ihr aus so reichem Erleben zu schöpfen und jede Begegnung auf gleichsam selbstverständliche Art in ein gefestigtes Weltbild einzuordnen.

Wie vieles, das erst in später Zeit zu reifen beginnt, in Kindheit und Jugend als Samenkorn gelegt wurde, ist auch bei Gertrud von le Fort manches zu finden, das auf frühe Erlebnisse zurückgeht. Die Erinnerungen, die kürzlich unter dem Titel «Hälfte des Lebens» erschienen sind, bieten in vielerlei Hinsicht den Schlüssel zum Werk und schaffen Parallelen zu diesem. Die sorgenfreie glückliche Kinderzeit, in der die Liebe zu Blumen und Tieren, zu Feen und Märchenträumen ungestört sich entfaltete und in der Vorstellung des Kindes nie im Widerspruch zur realen Welt stand, hatte die am 11. Oktober 1876 geborene Dichterin vor allem der Vorsorge und dem Verständnis von Vater und Mutter zu verdanken.

Ein kleiner Abschnitt aus den erwähnten Erinnerungen scheint auch im Blick auf die Erziehung der heutigen Jugend wichtig genug, um ihn an dieser Stelle zu zitieren: «Meine Mutter und mein Vater taten nichts, um meine Märchenträume auf die Wirklichkeit zu verweisen. Niemals habe ich von ihnen gehört, dass es Nixen und Elfen nicht gibt. Ich weiss, dass heute von manchen Seiten Einwände erhoben werden gegen solche der Wirklichkeit entbehrenden Vorstellungen der Kinder — es entspricht dies wohl einer realistisch gewordenen Zeit. Ich kann demgegenüber nur einwenden, dass sich bei mir der Uebergang vom Traum zur Wirklichkeit ohne die gefürchtete Enttäuschung vollzogen hat, und tatsächlich bleibt ja in einem tieferen Sinne alles erhalten, was wir je geträumt.»

Reich an kleinen, unscheinbaren, tief sich in die Seele einprägenden Erlebnissen, arm aber an grossen, das Schicksal in neue, noch ungeahnte Bahnen lenkenden Ereignissen verbrachte Gertrud von le Fort ihre Jugendzeit. Minden, Koblenz, Berlin, der stets wechselnde Wohnsitz war dem Offiziersberuf des Vaters zuzuschreiben. Einen der wichtigsten Zeitabschnitte brachte die Heidelberger Studentenzeit, wurde doch hier, vor allem beeinflusst durch Vorlesungen und Gespräche mit dem von der Dichterin hochverehrten Dogmatiker und Philosophen Professor Ernst Troeltsch, der «Grundstein» für den 1927 folgenden Uebertritt zur katholi-

schen Kirche gelegt. «Heidelberg bedeutet dann auch die wichtigste und entscheidendste Etappe meines Lebens und nicht, wie manche Interpretationen behaupten, ein nach meiner Konversion überwundenes Stück geistigen Lebens — inwieweit auch meine Konversion zur katholischen Kirche von der Heidelberger Zeit mitbestimmt wurde, ist kaum je verstanden worden. Es bedurfte der ganzen theologischen und historischen Weitschau meiner Heidelberger Lehrer, um diesen Weg zu ermöglichen, dem meine von Jugend auf der Einheit der Kirche zugewandte Innerlichkeit zustrebte. Wenn in den gegenwärtigen Tagen, in denen ich diese Erinnerungen aufschreibe, auch von der katholischen Kirche her dieser Weg gesucht wird, so lag die Sehnsucht nach ihm von früh auf in mir — es ging, um es sehr deutlich zu sagen, bei mir weniger um eine Konversion als Ablehnung des evangelischen Glaubens, sondern es ging um eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse.»

«Kind, dichte, aber belästige niemand damit», so lautete der Rat der Eltern den ersten schriftstellerischen Versuchen der Tochter gegenüber. Es waren heute vergessene, unbedeutende kleine Erzählungen und Gedichte, die vereinzelt hier und dort in einer Zeitschrift erschienen. Der späte endgültige Durchbruch als Dichterin passt ebenso harmonisch wie alles andere zum Bild Gertrud von le Forts. «Ich habe lebenslang die Stille und Zurückgezogenheit geliebt, und ich glaube, mit dieser Haltung auch den tieferen Anspruch eines der Dichtung gewidmeten Lebens erfüllt zu haben. Denn das Wort ‚Es bildet ein Talent sich in der Stille‘ ist heute immer noch gültig, und es scheint mir eine gewisse Verwirrung der heutigen Zeit, dass alles und alle weithin der Oeffentlichkeit preisgegeben sind, dass man nicht zu einer besinnlichen Stunde aufs Podium steigen kann, ohne von den zahllosen Apparaten der Reporter fixiert zu werden. Ja, ich bin der Ueberzeugung, dass alles Wesentliche im Leben eines Menschen und eines Dichters der schützenden Hülle einer gewissen Verborgenheit bedarf.» Weil die Dichterin selber mit ungleich schöneren und überzeugenderen Worten vieles erklärt, was der ihr Werk nachfühlend Betrachtende kaum mit gleicher Kraft auszudrücken vermöchte, ist es gerechtfertigt, den Zugang zu ihrem Schaffen nicht durch Urteil und Wertung zu ebnen, sondern vor allem mit Worten ihrer Erinnerung.

In der Beschäftigung mit dem Werk Gertrud von le Forts und beim Sinnen über einer Würdigung ihres reichen Schaffens kommt einem ein eigenartiger Ge-

danke: Ist es nicht gleichgültig, wo man beginnt, bei den Daten des Lebens, bei einem Gedicht, einer Novelle, bei der Form der Dichtung und ihrer Beziehung zum Inhalt, bei der Religiosität des Werkes? Immer fügt sich eines zum andern, zu der genau gleichen Harmonie, die auch die Wurzel all ihres Schaffens bildete.

1926 erschienen die «Hymnen an die Kirche», das erste grössere Werk Gertrud von le Forts. In Anlehnung an die Sprache der Psalmen strömen Worte und Gedanken in gewaltiger Kraft dahin, deuten, ahnungsvoll eine schwere Zukunft vorwegnehmend, die Zerrissenheit des heutigen Menschen und rühren im Zwiegespräch zwischen der nach Gott verlangenden Seele und der Kirche als Institution Gottes auf Erde an letzte Fragen.

Herr, es liegt ein Traum von dir in meiner Seele, aber ich kann nicht zu dir kommen, denn alle meine Tore sind verriegelt!

Ich bin belagert wie von Heerscharen, ich bin eingeschlossen in mein ewiges Allein!

Meine Hände sind daran zerbrochen, und mein Haupt ist daran wundgestossen, alle Bilder meines Geistes sind daran zu Schatten geworden!

Denn es fällt kein Strahl von dir in meine Tiefen, es fällt immer nur in sie das Mondlicht meiner Seele!

Wie bist du hereingekommen, du Stimme meines Gottes? Bist du nur der Ruf der wilden Vögel meiner Fluten?

Ich habe dich zu allen Bergen der Hoffnung getragen, aber sie sind auch nicht tiefer als mein Herz!

Meine Liebe ist wie Treppen in der Seele: immer, immer bin ich nur in mir!

Aber ich habe kein Ruben in allen meinen Kammern: ihre stillste ist noch wie ein einziger Schrei!

Ihre letzte ist noch wie ein Vorsaal, ihre heiligste noch wie ein Harren, ihre dunkelste noch wie ein Lied vom Tag!

Nicht frömmelnde, aufdringliche oder gar naive Religiosität ist Gertrud von le Fort eigen. Ihr Christentum ist sowohl im bedingungslosen Glauben wie in klarer Auseinandersetzung mit seinen Forderungen und der Erkenntnis jener Grenzen, die dem Menschen hinsichtlich ihrer letzten Erfüllung gesetzt sind, begründet. Wenn auch dem Nichtgläubigen vielleicht ein letztes Verständnis für das Werk der Dichterin verlorengeht, so darf ihre Dichtung doch über einen engen Kreis hinaus weithin Gehör beanspruchen.

Neben strenger Gläubigkeit steht in nahezu allen Werken Gertrud von le Forts im gleichen Verhältnis wie These und Antithese, die sich in der Synthese finden,

aus tiefster Ueberzeugung gelebtes Heidentum, wie anders liesse sich beispielsweise die Gestalt des jungen Dichters Enzo und die der Grossmutter im «Schweisstuch der Veronika» deuten. Das christliche und das antike Rom, in dessen Mauern der erste Teil «Der römische Brunnen» spielt, üben beide in gleich starker Weise ihren Einfluss auf die den Roman beherrschenden Hauptfiguren aus. Im zweiten Teil, «Kranz der Engel» betitelt, versucht die junge Veronika ihren Jugendfreund und nunmehr Verlobten aus seiner Gottferne zu retten, indem sie das Opfer auf sich nimmt und einer kirchlichen Trauung entsagt. Vielumstritten ist stets der Schluss des Romans geblieben, dass Enzos Hinwendung zu Gott eine schwere und lebensgefährliche Erkrankung der jungen Veronika auslöst.

Die dem Inhalt der Werke gemässe Form und darum auch die bevorzugte blieb jedoch die der Novelle und der Legende. Was Gertrud von le Fort hier an Problematik unserer Zeit entnahm, aus der Enge der Gegenwart löste und im historischen Geschehen neu entrollte, ist beispiellos. Jedes einzelne der zahlreichen Werke steht für alle anderen, und manchmal fragt man sich, was zuerst zur Gestaltung drängte: das Problem an sich — wie im Roman «Der Papst aus dem Ghetto» und in der Novelle «Das fremde Kind» zum Beispiel die Judenfrage —, das Ereignis oder aber die Figur, die im Mittelpunkt des Geschehens steht. Manchmal findet sich in Betrachtungen der Dichterin irgendein Anhaltspunkt. So bekennt sie zum Beispiel in einem Aufsatz, der sich mit dem Stück von Georges Bernanos «Die begnadete Angst» auseinandersetzt und die Frage beleuchtet, inwieweit dieses Werk in Abhängigkeit zu der ihm zugrunde liegenden Novelle «Die Letzte am Schafott» verharrt und welche eigenen Wege es geht: «Der Ausgangspunkt meiner eigenen Dichtung war nicht in erster Linie das Schicksal der sechzehn Karmeliterinnen von Compiègne, sondern die Gestalt der kleinen Blanche. Sie hat im historischen Sinn niemals gelebt, sondern sie empfing den Atem ihres zitternden Daseins ausschliesslich aus meinem eigenen Innern und kann niemals von dieser ihrer Herkunft gelöst werden. Geboren aus dem tiefen Grauen einer Zeit, die in Deutschland überschattet wurde von den vorausseilenden Ahnungen kommender Geschicke, stieg diese Gestalt vor mir auf gleichsam als ‚Verkörperung der Todesangst einer ganzen zu Ende gehenden Epoche‘. Das beständig bangende Kind . . ., das aus Weltangst in ein Kloster tritt und sein religiöses Leben dort in der mystischen Verbindung mit der Agonie Christi zu gestalten

Denn wenn es wahr ist — und es ist wahr —, dass die eigentliche Wurzel alles Unheils, das uns und durch uns andere traf, in einem Versagen, einem Erkalten, ja geradezu in einem Gestorben-sein des Herzens gesucht werden muss, so können wir nur durch eine ganz grosse Erneuerung der Liebe genesen. Das aber heisst nichts anderes als: die Not selbst weist uns den Weg zur Rettung und schlägt die Brücke über die Abgründe unseres Geschicks. Indem wir selbst Liebe üben, dürfen wir auch wieder auf Liebe hoffen.

Gertrud von le Fort

sucht, lebte bereits in meinen dichterischen Entwürfen vor der Einbettung seines Schicksals in das der sechzehn Karmeliterinnen von Compiègne. Durch einen Zufall wurde ich mit diesem bekannt. Eine kleine Notiz über die singend zum Schafott ziehenden Karmeliterinnen löste den Entschluss aus, den Schauplatz für das Auftreten meiner kleinen Blanche aus der Gegenwart in die französische Revolution zu verlegen. Ich folgte damit einer meiner Dichtung auch sonst naheliegenden Neigung, aktuelle Probleme und Gestalten in die Vergangenheit zurückzuspiegeln, um sie, von der allzu bedrängenden Nähe gelöst, reiner und ruhiger formen zu können.»

Das Mysterium von der göttlichen Kraft, die im Schwachen mächtig wird und übermächtig das Menschlich-Starke überstrahlt, wirft ein neues Licht auf das in ungezählten Abwandlungen immer wiederkehrende Thema der Gnade, und eben durch diese Gnade, durch ihr Auserwähltsein überwinden die Gestalten der Dichterin ihre Zeitgebundenheit, reifen über ihr eigenes Schicksal hinaus zu jener Beispielhaftigkeit und Allgemeingültigkeit, die sich unvergesslich in der Erinnerung einprägt. Die kleine Blanche ist dafür ebenso ein Beweis wie Anne de Vitré (Das Gericht des Meeres), die auf ihre Rache verzichtet, weil «eine Frau sich doch nicht zum Werkzeug des Todes hergeben kann; eine Frau ist doch dazu da, um das Leben zu schenken». Caritas von Glas, die junge Adelige, deren Herz sich seit je zu allem Hilflosen und Schutzbedürftigen, sei es Pflanze, Tier oder Mensch, neigte, geht unerschrocken ihren letzten Opfergang, um den Freund von seinen Schuldgefühlen zu befreien (Das fremde Kind). Wie wäre solche entsagende Grösse um des Nächsten willen denkbar ohne jene Gnade, für die der Mensch vergeblich eine Erklärung sucht!

Die besondere Gabe der Dichterin liegt neben allem Erwähnten sicherlich auch in einer zuchtvollen Sprache, die — gegenüber jener der neuen Dichtergeneration vielleicht, weil sie eine gewisse Wortgewandtheit und getragene Weitschweifigkeit nicht verleugnen kann, fremd erscheinend — auf subtilste Art dem jeweiligen Inhalt angemessen ist. Sie liegt in dem von innerer Spannung getragenen Dialog, der sich auch dort entwickelt — zwischen Leser und Werk nämlich —, wo die rein äussere Form des Dialoges nicht vorliegt. Ein Dialog aber ist dann von Leben erfüllt, wenn die Meinungen sich im Widerstreit gegenüber stehen und eine jede eine klare Begründung erfährt. Die unbestreitbar grosse

denkerische Begabung kommt in den erzählenden Werken Gertrud von le Forts ebenso zum Ausdruck wie in ihren rein abhandelnden Werken, an deren Spitze als das umfassendste «Die ewige Frau» genannt werden muss.

Weltoffen und weltordnend in einem letzten kosmischen Sinn steht die heute neunzigjährige Dichterin allen Problemen gegenüber, lässt sie reifen und sucht auf ihre eigene Weise, indem sie keiner noch so schwierigen Konfliktsituation ausweicht, nach einer Lösung. Ganz am Rande, fast zufällig in den Fluss der Erzählung eingestreut, findet sich da so manches, das, losgelöst aus seinem eigentlichen Zusammenhang, einen Platz in unserem Denken und nicht zuletzt in unserem Gewissen behaupten darf:

«Denn der Zerstörungswille dieser Welt zerschellt nur am Erbarmen und einzig an ihm» (Die Tochter Farinatas).

«Es gibt Erfahrungen der göttlichen Liebe, die uns nur in der äussersten Verlassenheit, ja am Rande der Verzweiflung geschenkt werden. — Die meisten Christen — ich schliesse mich da selbst voll ein — wenden ihre Liebe nur den wohlgeratenen, den hochstehenden und erfreulichen Gestalten zu. Das ist gut und recht als natürliche Liebe des edlen Menschen zum edlen Menschen, aber die eigentliche christliche Liebe ist das noch nicht. Christliche Liebe, das heisst: die ganze Fragwürdigkeit und Abgründigkeit des Menschen kennen und ihn dennoch lieben.» (Unser Weg durch die Nacht).

Wie bei kaum einem zweiten Dichter wird jede Würdigung und Betrachtung nur Stückwerk bleiben. Trotz seiner harmonischen Ineinandergefügtheit, die nirgendwo einen Widerspruch duldet oder einen solchen in der Wertung deutlich machen könnte, ist das Werk Gertrud von le Forts zu vielschichtig und reich, als dass es sich in wenigen Worten erfassen liesse. In ihm klingt verlorengegangenes Erbe einer gefestigteren Zeit auf und senkt neuen Samen inmitten zielloser Zerrissenheit unserer modernen Welt.

ebb.